

Zum deutschen Verbsystem

Von Heinz Rupp

(Erstdruck in: Neuphilolog. Mitt. 1965)

Wenn ich heute zu Ihnen über das Verbsystem der deutschen Sprache spreche,¹ dann erwarten Sie bitte nichts umstürzend Neues.² Was ich Ihnen in den nächsten drei Viertelstunden sagen will, sind eigentlich Banalitäten und Selbstverständlichkeiten, die es aber im Bereich der Sprache sehr häufig gibt und über die man meist hinweggeht, weil man sie als selbstverständlich gar nicht sieht. Lassen Sie mich aber trotzdem von diesen Banalitäten und Selbstverständlichkeiten sprechen; vielleicht ergibt sich doch ein etwas neuer Einblick in Struktur, Funktion und Leistung der deutschen Sprache.

Eine Anregung dazu, dieses Thema zu wählen ging von einem Aufsatz von Hennig Brinkmann aus, der den Titel trägt „Die haben-Perspektive im Deutschen“. Er findet sich in der Weisgerber-Festschrift von 1959 und ist in das Buch von Hennig Brinkmann „Die deutsche Sprache“ eingearbeitet worden. Brinkmann zeigt in diesem Aufsatz, daß das transitive Verbum *haben* auffallenderweise kein Passiv besitzt; d. h., daß das Objekt nicht zum Subjekt werden kann. Er zeigt aber auch, daß das Verbum *haben* die Möglichkeit bietet, alle denkbaren Gegenstände in direkte Beziehung zum Subjekt des betreffenden Satzes zu setzen. Um es an einem Beispiel klarzumachen: Deutlich wird der Sinn dieser *haben*-Perspektive am Unterschied zweier Sätze wie *wir haben schönes Wetter* und *es ist schönes Wetter*. Im einen Fall – *es ist schönes Wetter* – handelt es sich um eine einfache Fest-

¹ Das Folgende bildet den nur wenig veränderten Text eines Vortrages, der im September 1964 in Helsinki, Jyväskylä, Tampere und Stockholm gehalten wurde.

² Mit dem „Neuen“ in der Linguistik hat es seine besondere Bewandnis. Neues wird manchmal plötzlich zum Nicht-sehr-Neuen, wenn man in Jacob Grimms „Deutscher Grammatik“ oder anderen frühen Werken blättert.

stellung, die mit uns nichts zu tun hat; im anderen Fall wird durch das Verbum *haben* das Objekt *schönes Wetter* als unser Besitz sprachlich gefaßt. Es ist nicht nur schönes Wetter, sondern wir sind im Besitz des schönen Wetters, wir haben es.

Eine weitere Anregung, dieses Thema zu wählen, ging von einem Basler Oberseminar im letzten Wintersemester aus, in dem wir uns mit den modernen Grammatiken zur neuhochdeutschen Schriftsprache und mit den in ihnen sich findenden Unterschieden und Widersprüchen befaßten.

Was ich Ihnen im folgenden sagen will, läßt sich kurz etwa so formulieren: Ich möchte zeigen, daß das Verbalsystem der deutschen Sprache auf ganz wenigen Denkmodellen, wenn man so sagen darf, beruht, die ihrerseits bestimmend für den Aufbau eben dieses Verbalsystems sind. Es ist durchaus nicht so, daß diese Denkmodelle, die konstituierend für das deutsche Verbalsystem sind, sich nur im Deutschen finden; sie finden sich zum Teil gleich, zum Teil ähnlich in nahezu allen indoeuropäischen Sprachen – über die anderen kann ich nicht urteilen. Aber doch haben sich im Verlauf der Sprachgeschichte gewisse Eigenheiten innerhalb der deutschen Sprache herausgebildet, die das deutsche Verbalsystem von den Systemen anderer Sprachen abheben.

Die deutsche Sprache besitzt wie viele andere Sprachen neben den mehr funktionstragenden Wortarten vor allem drei inhaltstragende Wortarten: das Substantiv, das Adjektiv und das Verbum. Die Wortinhalte der zu diesen drei Wortarten gehörenden Wörter konstituieren sich nun nicht auf genau dieselbe Weise.

Der Wortinhalt der Substantive wird vor allem durch die den Wörtern zugrunde liegenden Dinge und Gedanken bestimmt: Substantive sind Sprachzugriffe auf Dinge und Gedanken, wie Weisgerber sagen würde. Das heißt: Das Wort *Tisch* erhält seinen Wortinhalt von der Vorstellung des Gegenstandes Tisch, das Wort *Stadt* erhält seinen Wortinhalt durch die Vorstellung einer mehr oder weniger großen Anhäufung von Häusern usw. usf. Subjektive Vorstellungs- und Wertinhalte schwingen natürlich stärker oder schwächer mit, aber der Wortinhalt der Substantive ist, soweit man das in der Sprache überhaupt sagen kann, ziemlich genau. Die Genauigkeit nimmt dabei in dem Maße ab, als die betreffenden Substantive über reale Einzeldinge hinausgreifen, Zusammengriffe vieler Einzeldinge meinen oder in rein geistige Bereiche vorstoßen. Der Inhalt von *Gebirge* ist weniger

präzis als der von *Berg*, der von *Geist* oder *Gewissen* vieldeutiger als der von *Gebirge*.

Anders ist es bei den Adjektiven, die Eigenschaften ausdrücken. Hier sind die Wortinhalte viel schwerer zu fassen und zu definieren als bei den Substantiven; und zwar deshalb, weil es sich in erster Linie um Wortinhalte handelt, die in bestimmten Situationen vom einen ganz anders verstanden werden als vom anderen. Was *schön* und *gut* ist, *tüchtig* und *schlecht*, wird nicht durch ein ‚objektives‘ Faktum bestimmt, sondern durch den Consensus einer Gruppe oder durch die Meinung eines Einzelnen.

Wieder etwas anders konstituiert sich der Wortinhalt bei den Verben. Das Verbum drückt ein Sein, ein Geschehen oder ein Tun aus. Wenn man versucht, einen Terminus zu finden, der alle diese Möglichkeiten – Sein, Geschehen, Tun – umfaßt, dann bietet sich am ehesten der Terminus Prozeß an. Man kann sagen: Jedes Verbum drückt einen Prozeß aus; d. h., der Mensch versucht, mit dieser Wortart Prozesse sprachlich zu fassen, die sich in ihm, mit ihm und um ihn abspielen. Das heißt weiter: Da es sich immer um Prozesse handelt, die aus vielen Einzelteilen bestehen, muß der Inhalt der Wortart Verbum viel ausgreifender und damit zugleich abstrakter sein als der Inhalt der beiden anderen Wortarten. Überlegen Sie sich nur, wieviel an Abstraktion ein so einfaches Verb wie *gehen* fordert und enthält.

Es gibt nun verschiedene grammatische Einteilungen dieser Wortart Verbum. Die üblichste und bekannteste, die sich in nahezu allen Grammatiken findet und die deshalb beliebt ist, weil sie in derselben Weise auch für die klassischen Sprachen verwendet wird, ist die Einteilung in transitive und intransitive Verben. Unter transitiv versteht man Verben, deren Prozeß, vom Subjekt ausgehend, sich auf eine weitere Größe richtet oder darauf zielt; anders und besser gesagt: sie meinen einen Prozeß, der neben dem Subjekt eine andere Größe direkt betrifft, wobei mit dem Begriff Größe ein Terminus verwendet ist, den Glinz für substantivische Satzglieder gebraucht. Also: bei einem transitiven Verbum wird außer dem Subjekt noch eine andere Größe, werden eventuell auch zwei andere Größen direkt vom Prozeß betroffen, während die intransitiven Verben außer dem Subjekt keine zweite Größe direkt betreffen.

Diese Einteilung bietet Schwierigkeiten; ich darf einige kurz aufzählen:

1. Man weiß nicht, wo man die sogenannten echten Reflexiva hintun

soll, etwa *ich schäme mich*; Reflexiva also, bei denen sich das Geschehen auf das Subjekt zurückbezieht und auf niemand anderen beziehen kann. *Er schämt sich*, aber nicht *er schämt mich*. Man gibt diesen sogenannten echten Reflexiva eine Sonderstellung.

2. Eine weitere Schwierigkeit zeigt sich bei den Verben, die manchmal ein Akkusativobjekt bei sich haben, es aber nicht bei sich haben müssen, sondern nur bei sich haben können. Ich kann z. B. sagen *ich esse*; ich kann aber auch sagen *ich esse Brot*. Wenn ich sage *ich esse*, dann stelle ich nur den Prozeß fest, mit dem ich gerade beschäftigt bin. Auf was sich dieser Prozeß bezieht, was er direkt betrifft, das sage ich nicht. Wenn ich sage *ich esse Brot*, dann führe ich eine neue von diesem Prozeß betroffene Größe, eben das Brot, ein. Ist *essen* nun je nachdem transitiv oder intransitiv?

3. Nun gibt es aber auch Verben, die kein Akkusativobjekt bei sich haben können, etwa *schlafen*, *sterben*, *leben*. Ich kann aber in bestimmten Fällen sagen *er schläft einen guten Schlaf* oder *er ist einen schönen Tod gestorben*. Sind die Verben *schlafen*, *sterben*, *leben* u. a. nun transitiv oder intransitiv?

Im großen und ganzen wird aber die Einteilung in transitive und intransitive Verben funktionieren. Sie hat außerdem noch eine Stütze in der Grammatik. Die transitiven Verben nehmen im Perfekt Aktiv das Hilfszeitwort *haben*, die intransitiven das Hilfszeitwort *sein*. Aber leider nun wieder nicht in allen Fällen; in einigen haben auch intransitive Verben das Hilfszeitwort *haben*, z. B. *ich habe geschlafen*, im Gegensatz zu *ich bin gestorben*. Die Rechnung geht also nicht ganz auf; aber das wäre weiter nicht schlimm, da in der Sprache Rechnungen nie ganz aufgehen.

Die Einteilung in transitive und intransitive Verben bereitet aber gewisse grundsätzliche Schwierigkeiten, vor allem dann, wenn man sich folgendes überlegt: Es gibt nur wenige sprachlich gefaßte Prozesse, die außer dem Subjekt keine weitere Größe direkt betreffen, also nur wenige Verben, die sich nur mit dem Subjekt verbinden. Dazu gehören etwa das Verbum *sein*, das Verbum *werden*, das Verbum *bleiben* und noch einige mehr, z. B. auch *stattfinden* (davon später mehr). Der allergrößte Teil der Verben im deutschen Verbalssystem meint aber Prozesse, die sich auf eine andere Größe beziehen, die also außer dem Subjekt noch eine andere Größe oder mehrere Größen betreffen.

Kurz gesagt gliedert sich der Wortschatz der Wortart Verbum folgendermaßen:

1. Es gibt, wie eben festgestellt, Verben, die sich nur mit dem Subjekt verbinden, deren Prozeß keine weitere Größe direkt betreffen kann.

2. gibt es gewisse Verben, deren Inhalt außer dem Subjekt nur eine, und zwar eine ganz bestimmte, weitere Größe betreffen kann. Wenn ich *sterbe*, dann betrifft das Sterben immer nur den Tod; ein anderes Objekt ist nicht möglich. Wenn ich *schlafe*, betrifft das Schlafen den Schlaf. Weil diese verbal gefaßten Prozesse nur eine ganz bestimmte Größe betreffen können, wird diese ganz bestimmte Größe bei diesen Verben normalerweise gar nicht ausgedrückt, denn es ist unnötig, sie zu nennen, weil sie selbstverständlich ist. Ich drücke sie nur aus, wenn ich etwas ganz Bestimmtes sagen will, und dann wirkt ein solcher Satz schon eigenartig: *er ist einen schönen Tod gestorben*. Das heißt also, daß es sich bei diesen sogenannten intransitiven Verben im Grunde um transitive Verben handelt; doch ist bei ihnen nur ein Objekt möglich, das deshalb sprachlich nicht gefaßt werden muß.

3. Die nächste Stufe bilden die Verben, die sich entweder auf eine eindeutige Größe richten, die darum nicht ausgesprochen werden muß oder die sich differenzierend auf verschiedene Größen richten können. Beispiele wären etwa die Verben *essen* und *trinken*. Ich kann sagen *ich esse*; ich kann aber auch sagen *ich esse Brot*, *ich esse Braten*, *ich esse Fisch*. Ich kann sagen *ich trinke*, d. h. ich spezifiziere nicht, ich nenne nur den Prozeß als solchen; ich kann aber auch sagen *ich trinke Bier*, *ich trinke Wein* usw.

4. Eine Stufe weiter treten Verben auf, die niemals nur eine bestimmte Größe betreffen können, sondern bei denen die Spezifizierung und damit das Objekt selbstverständlich vorhanden sein müssen. Das heißt: ich muß ein Akkusativobjekt nennen, weil niemals oder höchstens rein denkerisch eine eindeutig bestimmte Größe das Objekt sein kann. Ich werde also normalerweise nicht sagen *ich gebe*; vielleicht irgendeinmal in einem Gespräch, wenn mich irgend jemand fragt *gibst du für die Sammlung?* und ich antworte: *ich gebe*, anstatt *ja*. Und dann meint *ich gebe* eben *ich gebe eine Gabe*. Aber normalerweise muß ich dem Wort *geben* ein Akkusativobjekt beifügen: *ich gebe Geld*, *ich gebe Rat* usw. Das wäre die eigentliche Gruppe der transitiven Verben, deren Prozeß sich also nicht auf eine ganz bestimmte Größe richtet, sondern auf viele mögliche Größen zielen kann.

5. kämen schließlich die Verben, deren Prozeß sich auf zwei Größen richten kann oder muß, die dann in der Sprache als Akkusativobjekt und Dativobjekt erscheinen. Dazu gehören die Verben des Gebens

und Nehmens, der Mitteilung, wie z. B. *berichten*, *klagen*, und viele andere. Man versucht dabei, die Leistung der beiden möglichen oder nötigen Objekte zu spezifizieren und stellt fest, daß das Akkusativobjekt die vom Prozeß direkt betroffene Größe enthalte, während das Dativobjekt die vom Prozeß weniger direkt betroffene Größe meine: Man spricht von Zielkasus und Zuwendekasus. Diese Unterscheidung scheint mir in vielen Fällen nicht stichhaltig; es handelt sich beidemal um direkt betroffene Größen, die aus Gründen der Verständlichkeit in verschiedener grammatischer Form auftreten, wobei es häufig nur so ist, daß das Objekt, das eine Person meint, der Dativform zugeteilt wird.

Die Einteilung des verbalen Wortschatzes in fünf Gruppen vereinfacht; aber sie genügt für unseren Zweck.

Wenn man den verbalen Wortschatz so sieht, dann wird die Einteilung in transitive und intransitive Verben fragwürdig und vor allem einseitig. Denn als echte Intransitiva bleiben nur wenige Verben übrig; alle anderen gehören zumindest potentiell zu den transitiven, selbst wenn die vom Prozeß direkt betroffene Größe nicht ausgesprochen ist, weil sie sich als selbstverständlich versteht, und selbst wenn bei gewissen Verben kein unausgesprochenes Objekt zu erkennen ist; *stattfinden* ist nur durch seine sprachgeschichtliche Entwicklung zum Intransitivum geworden; ursprünglich war es ein Transitivum: *eine Sache findet ihre Statt, Stelle*.

Die Gliederung des verbalen Wortschatzes in transitive und intransitive Verben hat aber noch einen weiteren Nachteil. Mit ihr lassen sich wohl die Verben als konstituierende Teile der Sätze bestimmen; d. h., mit ihr läßt sich festlegen, welche Größen außerhalb des Subjekts in einem Satz auftreten können oder müssen. Mit ihr läßt sich aber nichts aussagen über das Formensystem des Verbums. Dieses hat kaum eine Beziehung zur Aufgliederung des Wortschatzes in transitive und intransitive Verben. Deshalb scheint es mir, daß es nicht uninteressant wäre, wenn man eine Gliederung finden könnte, die den ganzen Bereich des Verbalsystems umfaßt, den formalen wie den syntaktischen.

Hier bietet sich ein Begriff an, den ich vorher schon einmal benutzt habe, der Begriff des Denkmodells. Wir wollen zurückgehen und uns fragen, welche einfachen Denkmodelle hinter dem deutschen Verbalsystem als ganzem stehen. Jede Sprache ruht ja auf solchen simplen Denkmodellen. Ich habe vorhin ein anderes genannt: die

Wortarten. Sie sind ein solches sprachliches Denkmodell, das uns zwingt, das Auszusagende in ganz bestimmten Kategorien zu erfassen: als Größe, Eigenschaft, Prozeß. Man könnte sich ganz andere Denkmodelle, ganz andere Wortarten vorstellen.

Unsere Frage richtet sich also jetzt auf die Denkmodelle, auf denen das deutsche Verbalsystem ruht. Da bietet sich in Fortführung der Vorstellungen von Hennig Brinkmann über die *haben*-Perspektive im Deutschen eine Möglichkeit an. Man kann prüfen, ob es nicht neben der *haben*-Perspektive noch andere ähnliche Perspektiven gibt; wenn ja, ob wir in ihnen nicht die gesuchten Denkmodelle finden können. Sie erinnern sich: ich habe gesagt, daß der Inhalt der Wortart Verbum Prozesse faßt: Prozesse einfacher, differenzierter und höchst komplizierter Art. Der Prozeß, der mit dem Verbum *sein* ausgedrückt wird, ist simpel; er meint den Zustand, ohne ihn im geringsten zu spezifizieren. Der Prozeß, der mit dem Verbum *sterben* ausgedrückt wird, ist bereits differenzierter. Die Prozesse, die etwa mit den Verben *klettern* oder *röntgen* gemeint sind, sind recht kompliziert und vielfältig; ihre Einzelteile können im Verbum gar nicht ausgesagt werden. Wenn man nun den deutschen Verbalwortschatz im Blick auf die Art der Prozesse prüft, bieten sich ganz von selbst einige Verben an, die, so könnte man sagen, die simpelsten, allgemeinsten und undifferenziertesten Prozesse fassen, die es in einer Sprache überhaupt geben kann. Zu diesen undifferenziertesten Verben gehört einmal das von Brinkmann besprochene *haben*; dazu gehören natürlich auch die Verben *sein* und *werden* sowie das Verbum *tun*. Man könnte also neben einer *haben*-Perspektive von einer *sein*-, *werden*- und *tun*-Perspektive sprechen. Jede von ihnen hat ihre besondere Bedeutung und Funktion. Die *sein*-Perspektive meint den Zustand als solchen, die *werden*-Perspektive das Geschehen als solches, die *haben*-Perspektive den Besitz als solchen und die *tun*-Perspektive die Tätigkeit als solche. Diese vier Verben – *sein*, *werden*, *haben*, *tun* – bilden also so etwas wie menschliche Grundprozesse ab, geben Perspektiven, wobei jede in ihrem Inhalt und ihrer Funktion eine klare Einheit bildet. Ich möchte deshalb nicht so differenzieren, wie es Brinkmann in seinem schon genannten Aufsatz tut. Die *haben*-Perspektive ist als Denkmodell die Besitzperspektive, gleichgültig, ob ich sage *ich habe Geld* (hier ist der Besitz eindeutig) oder *ich habe Durst*; denn rein vom Denkmodell aus gesehen ist das *Dursthaben* der Ausdruck für etwas, was ich besitze. Ich besitze den Durst, und den will ich loswerden, indem ich etwas

trinke. Das Denkmodell ist also bei *haben* überall der Besitz, entsprechend bei *sein* der Zustand, bei *werden* das Geschehen, bei *tun* das Machen.

Nun meine ich, daß sich mit Hilfe dieser Denkmodelle, der *sein*-, *werden*-, *haben*-, *tun*-Perspektive, der ganze deutsche Verbalwortschatz erfassen läßt, wobei es genau wie bei der Aufgliederung in transitiv und intransitiv so ist, daß die *sein*- und *werden*-Perspektive den kleineren Teil der Verben umfaßt, die *haben*- und *tun*-Perspektive den weitaus größten Teil. Man könnte mir jetzt vorwerfen, daß ich aus der Aufgliederung in zwei Bereiche, transitiv und intransitiv, nur eine Aufgliederung in vier Bereiche vollzogen habe. Ich muß diesen Vorwurf vorläufig auf mir sitzen lassen. Zuerst noch einige Worte zur Aufgliederung in vier Perspektiven.

Daß die *sein*-Perspektive die wenigsten Verben umfaßt, ist verständlich. Es gehören dazu außer *sein* noch *bleiben* und einige andere Zustandsverben. Diese *sein*-Perspektive ist dadurch gekennzeichnet, daß sich der Prozeß immer auf das Subjekt des Satzes selbst zurückrichtet, wobei die weitere Größe oder das Adjektiv, das mit dem Subjekt durch *sein* verbunden ist, im Nominativ steht oder unflektiert ist, weil diese zweite im Satz auftretende Größe oder das Adjektiv einen ‚Teil‘ des Subjekts darstellt: *ich bin krank* oder *ich bin Professor*. Im letzteren Fall spricht man in den neueren Grammatiken von einem Gleichsetzungsnominativ, der also an die *sein*-Perspektive weitgehend gebunden ist. Der Ausdruck Gleichsetzungsnominativ ist nicht ganz glücklich, denn es geht nicht um Gleichsetzung und auch nicht um Identifizierung. Wenn ich sage *ich bin Professor*, dann ist nur ein Teil von mir gemeint. Man würde also vielleicht besser von einem Zuordnungsnominativ reden. Dieser Zuordnungsnominativ kann natürlich auch bei Verben auftreten, die nicht zur *sein*-Perspektive gehören; er muß aber dort mit dem Wörtchen *als* oder *wie* verbunden werden, d. h., es wird ein Vergleich hergestellt; z. B. *ich handle wie ein Mensch*, d. h., ich tue als Mensch nur das und das.

Die Verben der *werden*-Perspektive können sich ebenfalls nur mit einem zweiten Nominativ oder mit einem Adjektiv (‚Adverb‘) verbinden, weil sich auch hier der Prozeß ausschließlich auf das Subjekt bezieht: *er wird groß* oder *er wird ein bedeutender Mann*. *Sein*- und *werden*-Perspektive sind also eng miteinander verwandt, nur daß, wie gesagt, die *sein*-Perspektive den Zustand, das Dasein als solches meint, während die *werden*-Perspektive das allgemeine Geschehen als solches aus-

drückt. Zur *werden*-Perspektive gehören bereits mehr Verben. Sie können dazunehmen *der Baum wächst, die Blume erblüht* und vieles andere, eben Vorgangsverben, die ein Geschehen meinen, das sich auf keine weitere Größen bezieht, sondern auf das Subjekt des Satzes zurückgreift.

Anders ist es mit der Besitz-, der *haben*-Perspektive; hierher gehört ein Teil der transitiven Verben: *ich habe Hunger, es hungert mich, ich besitze Geld* usw.; alles Verben, die ein Haben, ein Besitzen ausdrücken.

Schließlich noch die *tun*-Perspektive, zu der alle Verben gehören, die eine Tätigkeit ausdrücken, die sich auf eine andere Größe direkt richtet: *ich baue ein Haus, ich gebe Geld, ich verliere den Mut*, wobei es auch hier wieder einige Wörter gibt, die zwar nicht wie die *sein*- und *werden*-Verben einen doppelten Nominativ, die aber einen doppelten Akkusativ bei sich haben können: *ich nenne ihn meinen Freund*. Es sind wenige, während bei allen anderen dieser doppelte Akkusativ auch wieder als Vergleich auftreten muß: *ich baue mir ein Haus als Ferienhaus*.

Um es kurz zusammenzufassen: Jedes Verbum läßt sich inhaltlich auf eines dieser vier Denkmodelle zurückführen. Umgekehrt gesagt: Aus den vier Denkmodellen, den Grundverben sozusagen, die die vier undifferenziertesten Prozesse ausdrücken, fächern sich immer differenziertere Prozesse aus, die, ins Wort gefaßt, dann den Verbalwortschatz bilden.³ Sie können es selbst nachprüfen. Es wird an manchen Stellen Schwierigkeiten geben, wie überall in der Sprache, weil die sprachgeschichtlichen Entwicklungen inhaltliche Verschiebungen hervorgebracht haben oder weil es nicht eindeutig ist, zu welcher Gruppe bestimmte Verben gehören. Im großen und ganzen werden Sie aber in der Lage sein, jedes deutsche Verbum auf eine dieser Perspektiven zurückzuführen, oder besser gesagt, jedes Verbum als Ausdifferenzierung aus einem der vier Grundprozesse zu verstehen.

Was wäre nun aber anderes gewonnen, als daß wir anstatt zweier Teile vier Teile haben? Ich meine, es ist etwas gewonnen, weil diese Denkmodelle von *sein*, *haben*, *werden* und *tun* sich auch im Formensystem des deutschen Verbums aufzeigen lassen, ja, weil dieses Formensystem weitgehend auf ihnen beruht.

Es ist Ihnen als selbstverständlich bekannt, daß die deutschen Verben ihre zusammengesetzten Zeiten mit den sogenannten Hilfsverben

³ Dies ist nicht historisch zu verstehen, sondern inhaltlich.

sein, werden und *haben* bilden. Daß das Verbum *tun* in der Schriftsprache keine solche formenbildende Rolle spielt, ist Zufall. Es gab Zeiten, in denen *tun* ebenfalls als Hilfsverb auftrat, und wir hören es als Hilfsverb heute noch in der Umgangs- und Kindersprache. Daß es sich nicht wie z. B. im Englischen durchgesetzt hat, obwohl es einige Male nahe daran war, ist, wie gesagt, ein sprachgeschichtliches Faktum, aber keine sprachgeschichtliche Notwendigkeit. Wir haben es also im Formensystem des Verbums ebenfalls mit diesen Grundverben, mit *sein, werden* und *haben* zu tun.

Ich haben Ihnen vorher gesagt, die *sein*-Perspektive zeichne den Zustand als solchen, die *werden*-Perspektive das Geschehen als solches, die *haben*-Perspektive den Besitz als solchen. Wenn wir nun daraufhin das Formensystem des deutschen Verbums betrachten, ergibt sich folgendes.

Die transitiven Verben bilden ihr Perfekt Aktiv mit *haben*, ihr Präsens Passiv mit *werden*, ihr Perfekt Passiv mit *sein*. Die intransitiven Verben, die eine Zustands- oder Ortsveränderung, einen neuen erreichten Stand bezeichnen, um eine Formulierung der Duden-Grammatik zu übernehmen, bilden ihr Perfekt mit *sein*: *die Rose ist verblüht, er ist angekommen*. Diejenigen intransitiven Verben, die ein Geschehen in seinem unvollendeten Verlauf, in seiner Dauer ausdrücken, bilden ihr Perfekt wie die transitiven Verben mit *haben* (auch das eine Formulierung der Duden-Grammatik): *wir haben gut geschlafen, die Rose hat nur sehr kurz geblüht*. Es gibt dann noch eine Gruppe von Verben, bei der die Bildung des Perfekts Aktiv schwankt, das Perfekt Aktiv also mit *sein* oder *haben* gebildet werden kann. Je nachdem, ob das Perfekt eine Zustands- oder Ortsveränderung oder ein Geschehen in seinem unvollendeten Verlauf ausdrücken soll, steht *sein* oder *haben*. Dies gilt für Verben wie *tanzen, reiten, segeln, paddeln, fahren* usw. (alles nach der Duden-Grammatik). Ich kann also sagen *ich bin gerudert* und *ich habe gerudert, ich bin geritten* und *ich habe geritten*.

Nach der üblichen Grammatik geordnet heißt das: *werden* (vom Futur abgesehen) mit Partizip II (Partizip des Präteritums) wird nur für das Passiv Präsens der transitiven Verben verwendet; *haben* wird verwendet für das Perfekt Aktiv der transitiven und eines Teils der intransitiven Verben; *sein* für das Perfekt des Passivs der transitiven Verben, für das Perfekt des Aktivs bei einem Teil der intransitiven. Für uns, die wir Deutsch können, ist damit keine Schwierigkeit verbunden, und die ‚Ordnung‘ scheint in Ordnung.

Was ergibt sich aber nun, wenn wir versuchen, unsere vorher im Verbalwortschatz gefundenen Perspektiven anzuwenden? Dann sieht das System der zusammengesetzten Verbformen anders aus, wobei ich vorläufig einmal Formen mit zwei Hilfsverben, also *ich bin geschlagen worden* und das Futur I außer acht lasse. Ordnen wir die zusammengesetzten Verbformen nach unseren Perspektiven, dann ergibt sich folgendes (als Beispiele wähle ich transitive und intransitive Verben, dazu formal gleich gebaute Sätze mit Substantiven und Adjektiven):

1. Die *sein*-Perspektive:

er ist ein Mann
er ist groß
er ist geschlagen
er ist erfreut
er ist gegangen
er ist gerudert
er ist geritten
er ist verblüht.

2. Die *haben*-Perspektive:

er hat Geld
er hat geschlagen
er hat erfreut
er hat gerudert
er hat geritten.
Unmöglich: *er hat gegangen*;
aber möglich: *die Rose hat verblüht.*

3. Die *werden*-Perspektive:

er wird ein Mann
er wird groß
er wird geschlagen
er wird erfreut
er wird gerudert
das Pferd wird geritten.

Normalerweise gibt es bei *gehen* und *verblühen* keine *werden*-Perspektive, sie kommt nur in ganz besonderen Fällen vor.

Man kann sagen *jetzt wird aber gegangen*
oder spöttisch *er wird gegangen* (d. h. *er wird abgesetzt*),
man kann aber nicht sagen *jetzt wird verblüht*.

Das heißt: In der *sein*-Perspektive findet sich, um nochmals auf die alten grammatischen Kategorien zurückzugreifen,

das sogenannte Zustandspassiv:

ich bin geschlagen

ich bin erfreut

und das Perfekt Aktiv:

ich bin gegangen

ich bin gerudert

die Rose ist verblüht.

Bei *haben* findet sich nur

das Perfekt Aktiv:

er hat geschlagen

er hat erfreut

er hat gerudert

die Blume hat verblüht.

In der *werden*-Perspektive findet sich nur

das Präsens des Passivs:

er wird geschlagen

er wird erfreut

er wird gerudert

jetzt wird gegangen.

Was haben wir damit gewonnen? Scheinbar nichts anderes, als daß dasselbe Durcheinander – hier nur anders geordnet – wieder erscheint. Mir scheint nun aber doch, daß etwas gewonnen sei, und zwar wird es dann deutlich, wenn wir von unseren Denkmodellen ausgehen und danach fragen, welche Leistung die Verbformen mit *sein*, *haben* und *werden* vollbringen. Wir wollen also nicht mehr fragen, sind die Formen aktiv oder passiv, sondern wir fragen nach der Leistung dieser Perspektiven.

Wenn Sie einen einfachen Sprecher der deutschen Sprache fragen, was von den eben genannten Formen aktiv oder passiv sei, werden Sie überraschende oder gar keine Antworten erhalten. Wenn Sie also fragen, sind *ist geschlagen*, *ist erfreut*, *ist gegangen*, *ist gerudert*, *ist verblüht* aktiv oder passiv, wird der Gefragte in größte Verlegenheit kommen. Selbst ein deutschsprechender Linguist wird sich einen Augenblick überlegen müssen, ob *ich bin erfreut*, *die Rose ist verblüht* aktiv oder passiv ist. Das ist ganz verständlich. Ich habe gesagt: die *sein*-Perspektive drückt einen Zustand, ein Sein, eine Gegebenheit als solche

aus. Deshalb wird das Verbum *sein* auch für solche Zustände und Gegebenheiten benützt: *er ist Professor, er ist stark, er ist geschlagen, er ist erfreut, er ist gegangen, er ist gerudert, die Rose ist verblüht*. Überall zeigt sich dieselbe formale Struktur: *sein* mit einem nominalen oder halb-nominalen Ausdruck (das Partizip ist ja im Grunde genommen auch ein nominales Phänomen). Es wird also in allen diesen Sätzen ausgesagt, was das Subjekt des betreffenden Satzes ist, in welchem Zustand, in welcher Gegebenheit, vielleicht noch besser, in welcher Verfassung es sich befindet. Das heißt: Sätze dieser Art sagen zunächst überhaupt nichts über Aktiv oder Passiv, also über die Geschehensrichtung aus, sondern sie sagen nur aus, in welcher Verfassung sich das Subjekt des Satzes befindet. Außerdem sehen wir einem Partizip II nicht ohne weiteres an, ob es aktivisch oder passivisch gemeint ist – es kann ja beides sein. Somit müssen wir zuerst fragen, ob es von einem transitiven oder intransitiven Verb stammt. Damit ist aber die Entscheidung, ob Aktiv oder Passiv, erst eine Leistung der Überlegung, der Reflexion. Von der Struktur der Sprache aus gilt bei diesen Verbformen mit *sein* nur die *sein*-Perspektive, gleichgültig, ob Aktiv oder Passiv. Die *sein*-Perspektive tritt, grammatisch gesehen, für das Perfekt Aktiv und das Perfekt Passiv auf. Der Leistung nach betrachtet, gibt es keinen Unterschied bei Formen der *sein*-Perspektive. Überall geht es um die Verfassung des im Satz genannten Subjektes, wobei *sein* einmal mit einem Nomen, einmal mit einem Adjektiv, einmal mit einem Partizip verbunden sein kann. Der passive Charakter kommt erst dort deutlich zum Ausdruck, wo ich bei den transitiven Verben die Form mit *sein* aus dem Zustand hinüberleite in die Aktion, in den Zeitbezug, wenn ich also sage: *ich bin geschlagen worden*. Aber dies kann hier vorläufig auf der Seite bleiben.

Genau dasselbe gilt für die *werden*-Perspektive, nur daß hier im heutigen Deutsch formal eindeutig das Passiv herrscht. *er wird geschlagen* heißt, von der *werden*-Perspektive aus gesehen, daß ein ganz allgemeines Geschehen festgestellt wird, zu dem das Subjekt des Satzes hingeführt wird: *er wird ein Geschlagener, er wird ein Erfreuter*. Deshalb konnte man auch in früheren Sprachstufen, im Althochdeutschen etwa, sagen: *er wird ein Gekommener*. Auch hier war einst die Vermischung von Aktiv und Passiv deutlich vorhanden.⁴ Die aktiven

⁴ Vgl. z. B. *muerebant chisammoda* (Isid. 12,2) und *kuumane iurdm* (Heliand 4825. Weiteres in meinem Aufsatz: Zum ‚Passiv‘ im Althochdeutschen, PBB (Halle) 78, 1956, S. 265–286.

Formen, also *werden* mit intransitiven Verben, sind verlorengegangen; man kann nur noch sagen *jetzt wird gegangen*, wörtlich: *jetzt werdet ihr Gegangene*, aber schriftsprachlich ist das kaum mehr möglich. Auch hier findet sich also die eindeutige Perspektive: Hinführung des Subjekts in einen neuen Zustand.

Genau dasselbe gilt dann für die *haben*-Perspektive. Dort wird wie bei der *haben*-Perspektive im Wortschatz ein Besitz ausgedrückt; und zwar lautet das Denkmodell bei der Form *ich habe ihn geschlagen*: *ich habe ihn als einen Geschlagenen, er hat ihn als einen Erfreuten*.⁵ Das heißt: Der akkusativische Objektsbezug ist als Denkmodell, wenn auch nicht sprachlich formuliert, im Partizip II durchaus noch vorhanden: *er hat gerudert* = *er hat sich als einen Geruderten, als einen, der gerudert hat*.⁶ Von hier aus wird auch verständlich, weshalb einige intransitive Verben die *haben*-Perspektive besitzen: sie besitzen sie dann, wenn es sich um Verben handelt, die im allgemeinen einen Zustand und damit einen Besitz für das Subjekt des Satzes ausdrücken. Ich kann sagen *er ist gerudert*, dann heißt das *er ist einer, der gerudert ist*; ich kann aber auch sagen: *er hat gerudert*, und dann heißt das: *er hat sich als einen Geruderten*. Einmal also die Feststellung, was einer ist, dann, was einer hat. Deshalb das Schwanken zwischen *haben* und *sein* bei diesen Verben. Dabei ist es so, daß zwischen *er ist gerudert* und *er hat gerudert* der Unterschied besteht, daß bei der *sein*-Perspektive eine Zuordnung zwischen Subjekt und Partizip II vorliegt, während bei *er hat gerudert* nicht nur eine Zuordnung, sondern ein intensiveres Besitzergreifen von dem im Partizip II genannten Prozeß erfolgt.

Die zusammengesetzten Verbformen sagen also zunächst einmal nichts aus über die Geschehensrichtung, also über Aktiv oder Passiv. Sie sagen nur aus, was einer *ist*, was einer *wird*, was einer *hat*: *sein*-Perspektive, *werden*-Perspektive und *haben*-Perspektive.

Aber diese mit *sein*, *werden*, *haben* gebildeten Formen sind nicht nur genusneutral, sie sind ebenfalls weitgehend tempusneutral. Die Bildungen *ich bin geschlagen*, *ich werde geschlagen*, *ich habe geschlagen* sagen zunächst einmal nichts über ihre Einordnung in die Zeit aus; sie haben vielmehr die Aufgabe, die Perspektive deutlich zu machen, unter der ein Geschehen in Verbindung mit einem Subjekt gesehen werden soll.

⁵ Vgl. dazu Otfried V, 7, 29: *sie eigan mir ginomanan*.

⁶ Das wußte auch schon Jacob Grimm: „In der Umschreibung mit *haben* ist das part. prät. nothwendig ein obliquus acc., in der mit *sein* ein nom.; das transitive *haben* fordert jenen, das intransitive *sein* diesen casus.“ (Deutsche Grammatik, 4 Bde., Göttingen 1837. Bd. 4, S. 158.)

Wenn man aber Temporalbezüge unbedingt angeben will, muß man sagen, daß die *sein-* und die *haben-*Perspektive präsentischen Charakter zeigen. *er ist geschlagen* = *er ist ein Geschlagener* weist genau wie *er ist blind* in die Gegenwart, *er hat ihn geschlagen* = *er hat ihn als einen Geschlagenen*, ist genau so präsentisch wie *er hat Geld*. Die *werden-*Perspektive ist ebenfalls präsentisch, weist aber – zum Teil wenigstens – auch in die Zukunft. *er wird geschlagen* trägt präsentisch-futurischen Charakter wie *er wird blind*, weil sich das Geschehen erst in der Zukunft erfüllt. Deshalb wird ja auch das eigentliche Futur mit *werden* + Infinitiv gebildet. Das heißt weiter: Wenn man diese Formen, als Perspektiven verstanden, im sogenannten Temporalsystem des Deutschen betrachtet, dann wird deutlich, warum das deutsche Perfekt vor allem Feststellungscharakter besitzt, einen Tatbestand feststellt, ein Geschehen vergegenwärtigt und erst in zweiter Linie Temporalcharakter trägt: *dieses Haus ist eingestürzt* ist zuerst einmal eine tempusneutrale Feststellung ohne Hinweis auf die Vergangenheit.⁷ Temporalen Charakter erhält dieser Satz erst durch Einfügen von Zeitbestimmungen: *das Haus ist gestern eingestürzt* oder durch das Ganze der Rede. Dasselbe gilt für die *haben-*Perspektive. Deutlich wird daraus: Was wir heute als Perfekt bezeichnen, also Verbformen, bestehend aus Partizip II in Verbindung mit *sein* oder *haben*, ist eine weitgehend tempusneutrale Perspektive. Sie trifft Feststellungen über einen Zustand, in dem einer ist, oder über den Zustand, in dem man einen besitzt.

Vielleicht läßt sich von hier aus auch ein anderes sprachliches Phänomen verstehen. Die oberdeutschen Mundarten besitzen die zweite Stammform des Verbums, das Präteritum, nicht mehr. Das Erzähltempus ist für sie das sogenannte Perfekt. Der Verlust des Präteritums ist vielleicht neben anderem daraus zu verstehen, daß die Mundartsprecher wenig Wert auf den temporalen Bezug legen, dafür um so mehr auf die Perspektive, unter der ein Prozeß gesehen wird; sie stellen fest und vergegenwärtigen sich das Geschehene.⁸

Die Genus- und Tempusneutralität der *sein-*, *werden-* und *haben-*Per-

⁷ Auch das hat schon Jacob Grimm festgestellt: „In dem mit habe und bin zusammengesetzten prät., wie in dem begriff vollendeter vergangenheit, liegt etwas präsensartiges; das plusq. aber nähert sich wieder dem imp. Daher begehrt die erzählung entweder das einfache deutsche prät., oder das mit hatte und war umschriebene; das mit habe und bin erträgt sie nur in demselben fall, wo sie auch das einfache präs. verwendet, d. h. wenn sie sich vergegenwärtigen will.“ (Deutsche Grammatik. 4 Bde, Göttingen 1837. Bd. 4, S. 157f.)

⁸ Vgl. dazu Kaj B. Lindgren, Über den oberdeutschen Präteritumschwund (= Ann. Ac. Scient. Fenn. Ser. B. Tom. 112, 1), Helsinki 1957.

spektive fügt sich nun auch weitgehend in die sprachgeschichtlichen Entwicklungen ein. So läßt sich im Althochdeutschen noch keine präzise Unterscheidung zwischen Aktiv und Passiv treffen. Intransitive Verben können genauso mit *werden* gebildet werden wie transitive, nur nicht so häufig. In Formen mit *sein*, *werden* und *haben* kann das Partizip II genauso behandelt werden wie ein Adjektiv, es kann flektiert oder unflektiert stehen: *er ist geschlagener* – *er ist blinder* neben *er ist geschlagen* – *er ist blind*.⁹

Außerdem wird aus der Sprachgeschichte deutlich, daß die zusammengesetzten Verbformen mit zwei Hilfsverben, also *ich bin geschlagen worden*, spätere Entwicklungen sind, die im Althochdeutschen noch nicht vorhanden waren; Entwicklungen, die wahrscheinlich in Analogie zum Latein neu gebildet wurden. Es ist im Althochdeutschen eindeutig, daß, abgesehen von den beiden Stammzeiten Präsens und Präteritum, der Temporalbezug im Formensystem des deutschen Verbums weitgehend gefehlt hat, daß andererseits diese drei Perspektiven, die *sein*-, *werden*- und *haben*-Perspektive, im Vordergrund gestanden haben. Und diese Perspektiven leuchten ja auch heute noch überall durch, wenn man die Formen von den Denkmodellen aus betrachtet, die ihnen zugrunde liegen. Daß sich im Laufe der Entwicklung der temporale Bezug stärker eingestellt hat, ist bei der *haben*- und *werden*-Perspektive deutlich sichtbar, vor allem, wenn man das Tempus in Betracht zieht, das wir nicht betrachtet haben, das Futur I, das mit *werden* + Infinitiv gebildet wird. Es hat eine höchst eigenartige Geschichte und konnte sich in der deutschen Umgangssprache bis heute nicht durchsetzen, weil es weitgehend als unnötig empfunden wurde.¹⁰ Deutlich wird der vermehrte temporale Bezug auch dort, wo das sogenannte Zustandspassiv, also *ich bin geschlagen*, erweitert wird zum echten Perfekt Passiv *ich bin geschlagen worden*. Das Zustandspassiv als solches lebt aber noch weiter und gibt dem Deutschen eine Möglichkeit der Perspektivenerfassung, die in manchen anderen Sprachen nicht vorhanden ist. Man kann also sagen: im deutschen Verbalsystem spielen Genus und Tempus – abgesehen von den beiden Stammformen Präsens und Präteritum – eine wesentlich geringere Rolle als die Perspektiven.

⁹ Vgl. z. B. Otfrid: *sint giscribene* (II, 3, 3) neben *ist giscriban* (II, 4, 57); *thu gindiger bist* (I, 2, 52) neben *ist suazj* (I, 1, 55).

¹⁰ Vgl. dazu Laurits Salveit, Studien zum deutschen Futur (= Årbok for Universitet i Bergen. Humanistisk Serie 1961 No. 2.), Bergen/Oslo 1962.

Es kam mir darauf an, Ihnen zu zeigen, daß das deutsche Verbal-system nicht nur vom Wortschatz, sondern auch von den Formen her auf vier oder drei einfachen Denkmodellen beruht, die ich Perspektiven genannt habe, auf der *sein-*, *werden-*, *haben-* und *tun-*Perspektive. Ich wollte Ihnen zeigen, daß diese Perspektiven tatsächlich das ganze deutsche Verbal-system bestimmen, den Wortschatz und die Formen, und daß von hier aus auch die Leistung der zusammengesetzten Verb-formen im Deutschen besser verständlich wird. Ob man diese Ein-teilung in die Grammatiken aufnehmen soll, das ist eine ganz andere Frage. Eine enge Verbindung zu anderen Sprachen in der gramma-tischen Terminologie soll man nicht ohne Grund aufgeben. Aber ich könnte mir denken, daß man mit dieser Einteilung sowohl dem, der Deutsch lernt, als auch dem Schüler und Studenten mit deutscher Muttersprache viel klarer machen kann, daß das deutsche Verbal-system auf ganz wenigen Voraussetzungen beruht, aus denen heraus es sich dann in seiner ganzen inhaltlichen Vielfalt entfaltet hat und das zu leisten vermag, was es leistet.